

# Die Wanderungen der Westgermanen in der Urzeit.

Ein Vortrag

von

Dr. J. R. Dieterich.

Die Zeit liegt noch nicht weit hinter uns, die ihre Darstellungen der deutschen Geschichte mit den Kimbern- und Teutonenkriegen einleitete. Alles, was vor 113 v. Chr. lag, war in scheinbar undurchbringliches Dunkel gehüllt. Heute versteht man es, die dürftigen Quellen für die germanische Urzeit, gelegentliche Bemerkungen griechischer und römischer Autoren, besser zu deuten und durch Anleihen bei anderen Wissenschaften brauchbares Material auch für die Zeit vor 113 zu gewinnen.

So hat uns mittels der Sprachvergleichung die indogermanische Altertumskunde reiche Aufklärung über Kulturstand und Lebensbedingungen des Muttervolks der Indier, Perser, Griechen, Italier, Kelten, Germanen und Slaven gebracht, während der Versuch, Urheimat und früheste Wanderungen dieser Indogermanen einwandfrei zu bestimmen, noch nicht geglückt ist. Nur soviel steht wohl fest, daß die Westindogermanen in grauer Vorzeit ihre Heerden auf den Steppen Südrußlands weideten, ehe sie von dort oder von der unteren Donau her getrennt in die Länder einwanderten, die sie in historischer Zeit als Griechen, Italier, Kelten, Germanen und Slaven besiedeln.

Die Grenzen der einzelnen Völker haben sich freilich noch vielfach verschoben. Ihre Feststellung hat sich die Ortsnamensforschung, ein jüngerer Zweig der Sprachkunde, zur Aufgabe gemacht, die so gleichfalls uns ein weites Gebiet unserer Geschichte erschlossen hat.

Skeptischer als gegen die Sprachkunde verhält sich der Historiker den Ergebnissen der Prähistorie, der Wissenschaft der vorgeschichtlichen, zumeist dem Boden, dem Archive der Urzeit, entnommenen Altertümer, gegenüber. „Pfahlbauten, Knochen und Schädel“, konnte noch vor knapp

einem Vierteljahrhundert ein hervorragender Forscher schreiben, „überläßt die Geschichte den Naturwissenschaften“. Seitdem aber die Ausgrabungen in den ägyptischen Totenstädten, in Troja und Mykenä die Geschichte Ägyptens und Griechenlands geradezu neu begründet haben, haben sich auch hierin die Ansichten gewandelt.

In Deutschland ist in den letzten Jahrzehnten eine unübersehbare Menge prähistorischer Altertümer ausgegraben worden. Solange freilich der Überblick über die Masse des Gesammelten fehlt, solange die Funde nicht auf's strengste nach Entstehungszeit und Herstellungsort gefondert sind, wird die Verwendung der Prähistorie für die Geschichtsforschung im engeren Sinne schwersten Bedenken unterliegen. Einen ersten Schritt auf diesem Wege hat G. Kosinna gewagt, dessen Resultate ich Ihnen nachher skizzieren werde. So problematisch sie sind, geben sie uns doch wenigstens einen Begriff davon, wie wertvolle Bereicherungen die Prähistorie unserer Urgeschichtsforschung in Aussicht stellt.

Namentlich in Verbindung mit der Agrarhistorie, die jüngst erst aus den verschiedenen in Deutschland herrschenden Siedlungsformen erstaunliche Schlüsse auf die Urgeschichte unseres Volkes gezogen hat!

Nichts ist weniger dem Wechsel unterworfen als die Siedlungsform. Sehn Sie einmal an einem Herbsttage vom Gleiberg hinab in's kultivierte Land mit seiner Mannigfaltigkeit an Formen und Farben! So, in unregelmäßige Gewanne, diese wieder in ungleiche, meist parallele Streifen zerteilt, das Ackerland von Wiesengründen durchzogen, so hat die Gegend schon vor mehr als tausend Jahren ausgesehn. Im Großen und Ganzen! Das bebaut Land ist seitdem gewachsen; Dörfer sind zu Wüstungen geworden; hier und dort hat der Landmesser das Landschaftsbild modernisiert.

Die Teilung der Gemarkung in unregelmäßige Gewanne, dieser wieder in gleich große Aecker, deren jeder Familienvater ebenso viele, ebenso gute und ebenso weit von seinem Hofe abgelegene erhielt als seine Nachbarn, ist nach August Meitzen, dem hervorragendsten Vertreter der modernen Agrargeschichte, uralte. Ja, sie ist die ursprüngliche Art der germanischen Ackerteilung überhaupt gewesen. Sie und die Siedlung in Hausendörfern, deren Höfe und Häuser ohne jede Spur einer systematischen Anlage bunt durcheinander gewürfelt zusammenliegen, bilden die untrüglichen Anzeichen urgermanischer Siedlung. Die Form der Einzelhöfe dagegen, wie wir sie in Westfalen und Rheinland, Frankreich und Irland finden, ist keltischen, jene der Rund- und Straßendörfer ebenso sicher slavischen Ursprungs.

In welchen Teilen Deutschlands herrscht germanische, wo keltische, wo slavische Siedlungsform vor? Wo sind sie mit den jüngeren, germanischen Formen der grundherrlichen Ansiedlung, der Marschhufen-

und Waldhufendörfer gemischt? Diese für die Geschichte des Bevölkerungswechsels, der Völkerverschiebungen in Deutschland und damit auch für die der westgermanischen Wanderungen hochbedeutsamen Fragen hat Meitzen in seinem epochemachenden Buche „Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven“ erschöpfend und oft überraschend beantwortet.

Die Wanderungen der Indogermanen, die er von Asien, der Wiege des Menschengeschlechts, ausgehen läßt, schildert Meitzen zumeist nach den Ergebnissen der Sprachforschung. Doch ergänzt und berichtigt er sie in gar mancher Hinsicht durch eigene Beobachtungen. So hat er, um die Daseinsbedingungen des indogermanischen Muttervolkes in der Ära des Hirtenlebens zu beleuchten, die heutigen Verhältnisse centralasiatischer Nomadenhorden zum Vergleiche herangezogen. Für den heißumstrittenen Begriff der Hundertschaft — in Hundertschaften sind die germanischen Stämme noch in der historischen Zeit gegliedert — findet er so die neue Deutung als Weidegenossenschaft von 100—120 Familien mit etwa 1000 Seelen. Die Größe der Heerde, die eine einzelne Familie zu ihrer Ernährung bedarf, wird dann ermittelt, und aus diesen Zahlen der Mindestumfang des Weidegebiets einer bloß von Jagd- und Weidewirtschaft lebenden Hundertschaft annähernd berechnet.

Was sagen uns diese Zahlen, die naturgemäß nur relativen Wert besitzen können? Sie lehren uns zunächst, daß die Germanen, als sie auf ihrem Wanderzuge von Südrußland her durch das große Völkerthor zwischen Karpathen und Pripekümpfen in die norddeutsche Tiefebene gelangten, unmöglich mehr von der Heerdenwirtschaft und Jagd allein gelebt haben können. Dazu gehörten ausgedehntere Gebiete, als ihnen hier zur Verfügung standen. Sie müssen deshalb damals schon eine höhere Stufe der Wirtschaftsweise, die der sogenannten Feldgraswirtschaft, die Vorstufe zur festen Ansiedelung und zur Ackerwirtschaft, erreicht haben. Die Feldgraswirtschaft bestand aber darin, daß von dem der Hundertschaft zufallenden Weiderevier je ein kleiner Teil eingezäunt und mit Hafer und Gerste bestellt ward. zog dann die Horde weiter — die Weidebezirke wurden zuerst jährlich, später wohl in längeren Zwischenräumen gewechselt —, dann blieb der für die sporadische Ackerwirtschaft eingezäunte Teil des Weidelandes brach liegen, und im neuen Weidebezirke wurde ein neuer Abschnitt zur zeitweiligen Bestellung mit Brotsrüchten abgeteilt und eingezäunt.

Weidewirtschaft mit beschränktem, sporadischem Ackerbau ist die Wirtschaftsform der Germanen bei ihrem Eintreffen in der norddeutschen Tiefebene gewesen. Sie ist es noch jahrhundertlang bis zur Zeit Cäsars und weiter hinab bis in's erste Jahrhundert n. Chr. geblieben.

Wie die Besitznahme Norddeutschlands vor sich ging, wissen wir nicht. Vermuten können wir nur, daß sich die Germanen damals in Ost- und Westgermanen geschieden haben, von denen die erstern das Ober- und Weichselland einnahmen, während die Westgermanen nach Meizen an den Sudeten und den damit in Verbindung stehenden mitteldeutschen Gebirgen entlang westwärts bis zum Harze zogen und erst in der Gegend der unteren Saale und mittleren Elbe Halt machten. Hier, wo sich nach allen Himmelsrichtungen fruchtbare Thäler öffneten, wo sich das Salz, dessen die Wanderer für sich und ihre Heerden bedurften, in reichen Lagern fand, schlugen sie zuerst wieder nach langem Umherschweifen ihre Zelte zu längerem Verweilen auf. Auf hunderte von Meilen im Umkreis bot dieser Bezirk, der etwa 25 bis 30 Meilen im Durchmesser hatte und etwa 600 □ Meilen begriff, die fettesten Weidegründe, das fruchtbarste Ackerland. Meizen berechnet, indem er die 100 pagi (Hundertschaften) der Sweben, des Hauptstammes der Westgermanen, auf die Westgermanen insgesammt deutet, deren Volkszahl auf nur 100000. Für sie war in dem von ihm umgrenzten Bezirk gerade Raum genug.

Daß aber in der That die Westgermanen hier am Ost- und Nordharz vor Beginn der späteren nördlichen und südlichen Wanderungen gefesselt haben, schließt Meizen daraus, daß die Namen vieler und bedeutender westgermanischer Stämme in den alten Gau- und Landschaftsnamen am Harze wiederkehren. So führt im Nordharze das Friesenfeld sicher seinen Namen von den später an der Nordsee hausenden Friesen, so der Ammergau den seinen von den Nachbarn der Friesen, den Amrcn. Auch das Warenfeld wird mit den später in Mecklenburg und wohl auch in Westthüringen siedelnden Warnen in Zusammenhang stehen, der Hardgau von den Haruden, der Hassagau von unseren Vorfahren, den Chatten, seinen Namen tragen. Die Landschaft Engili endlich wird mit den Angeln, nach denen auch England benannt ist, in Verbindung gebracht.

Das Harzland ist nach Meizen das Centrum aller spätern westgermanischen Wanderungen gewesen. Zuerst ging der Zug die Elbe abwärts nach Norden und Nord-Westen. Um 320 trifft der massiliotische Kaufmann Pytheas an der Nordseeküste bereits auf die westgermanische Völkerschaft der Teutonen. Mit oder nach ihnen werden die Kimbern und Chauken, die nach Plinius zusammen mit den Teutonen den großen westgermanischen Völkerbund der Ingväonen bilden — die beiden andern Völkerbünde der Istväonen und Herminonen werden wir noch kennen lernen —, nordwärts gezogen sein. Auch die Friesen, die sich später der Nordseeküste entlang westwärts bis an die Rheinmündungen schoben, sind ingväonischen Ursprungs. Über die Zeit dieser Wanderungen wissen

wir nichts. Meitzen nimmt an, daß die Teutonen, als Pytheas sie antraf, schon lange an der Nordsee gehaust hätten. Den Hauptgrund des Ingväonenzugs aus dem Harze an die See sieht er aber in der Übervölkerung. In 200 Jahren etwa, hat er ausgerechnet, müsse sich die Volkszahl der Westgermanen verdoppelt haben. Eine so große Menge ausreichend zu ernähren, war der vorhin beschriebene Bezirk, solange der Ackerbau Raubbau blieb, auf die Dauer nicht imstande. Neue Weidebezirke mußten aufgesucht werden. Da das Land nach Norden am offensten war, war der Weg nach der See der gegebene. So weit Meitzen.

Gegen die Wanderung vom Harz zur Elbemündung, wie sie Meitzen annimmt, haben sich bereits gewichtige Stimmen erhoben, die für ein Vordringen der Westgermanen in umgekehrter Richtung, von Norden nach Süden, eingetreten sind. Auf den Norden als den Ausgangspunkt der ingväonischen, vielleicht auch der gesamtgermanischen Wanderungen weisen u. a. die Wanderfagen der einzelnen Völker hin. Warum sollten nicht auch einmal kleinere Abteilungen, Gauvölker, Hundertschaften der Friesen, Amren oder Angeln, während die Hauptmasse ihres Stammes in den nördlicheren Strichen, auf der jütischen Halbinsel und an der Nordseeküste, verblieb, südwärts bis in die Thäler des Harzes verschlagen worden sein? Derartige Abplitterungen sind durchaus nicht ungewöhnlich. Wir wissen, daß oft einzelne Gaue allein und auf eigene Faust hinaus auf die Wanderschaft gezogen sind, daß andere durch nachdrängende fremde Völkerschaften von ihrer Heimat getrennt und seitwärts geschoben worden sind, bis sie oft hunderte von Meilen von dem Hauptstamme entfernt zur Ruhe kamen. So sind die Bataver und Chattuarier, die wir in historischer Zeit am Unterrhein und im Rheinmündungsland antreffen, ehemalige Gauvölker der an Edder, Werra und Fulda sitzenden Chatten gewesen und offenbar bei dem Eindringen istväonischer Stämme in Westfalen und Rheinland von dem Hauptstamme getrennt und bis zu ihren späteren Sizen vorgehoben worden. Auch die Friesen, Amren und Angeln im und am Harz mögen deshalb solche abgesplitterte und seitwärts gedrängte Stammesteile darstellen.

Für eine nord-südliche Richtung der ingväonischen nicht nur, sondern auch der gesamtgermanischen Wanderungen ist im Gegensatz zu Meitzen G. Kosinna eingetreten, bei dessen Hypothesen wir jetzt etwas verweilen wollen.

Kosinna, der in Uebereinstimmung mit den Sprachforschern die Germanen von der Donau her durch die Ober- und Weichselniederungen an die Ostsee gelangen läßt, glaubt deren Wanderungen von Südschweden, Dänemark, Jütland, Schleswig-Holstein, Mecklenburg aus mit einem hohen

Grad von Wahrscheinlichkeit schon von der Zeit um 1500 v. Chr. ab festlegen zu können. Er geht dabei von der Tatsache aus, daß vom Westbaltikum her sich eine spezifisch nordische Bronzekultur, die nur germanischen Ursprungs sein könne, im Lauf eines Jahrtausends allmählich über ganz Norddeutschland ausgebreitet hat. Sind die Träger dieser Kultur in der That die Urgermanen gewesen, dann haben wir, so schließt Kosinna, auch das Recht, die Perioden dieses allmählichen Vordringens der nordischen Bronzekultur mit den Perioden der Besitznahme Norddeutschlands durch die Germanen gleichzusetzen.

Die nordischen Prähistoriker nehmen an, daß die Germanen schon in der jüngeren Steinzeit die Küstenländer der westlichen Ostsee inne hatten. Die Dolmen, Ganggräber, und Steinkammern jener Gegenden sollen ebenso wie gewisse kunstvollere Typen des Bernstein schmucks, deren Fundstätten gleich jenen der Dolmen im Osten nur bis zur Oder reichen, germanischen Ursprungs sein. Süd- und Westgrenze der Germanen, deren Ostgrenze also damals die Oder gebildet haben mußte, lassen sich erst in der etwa mit dem Jahre 1000 endenden älteren Bronzezeit genauer bestimmen. Ist die Verbreitung der Germanen, wie Kosinna voraussetzt, für jene Zeit identisch mit der der älteren nordischen Bronzekultur, so haben sie um 1000 v. Chr. die Oder noch nicht überschritten, im Süden aber ungefähr die Linie Küstrin-Berlin-Celle-Elbmündung erreicht. Das Gebiet der jüngeren Bronzekultur, die sich von der älteren durch gewisse kunstreichere Formen der Hohl- und Flachfelte, der Waffen und des Schmucks unterscheidet, hat fast die doppelte Ausdehnung wie jenes der ältern. Um 600 n. Chr. geht sie zu Ende und in die sogenannte jüngste nordisch-germanische Bronzezeit über. Damals hatten die Germanen, die Träger jener Bronzekultur, im Osten fast ganz Pommern, im Süden Brandenburg und die nördliche Hälfte der heutigen Provinz Sachsen, den Nordrand des Harzes und den nordöstlichen Teil von Hannover zwischen Aller und Elbe inne. Dazu kam noch ein schmaler Küstenstreifen von der unteren Elbe bis zur Rheinmündung. Funde der jüngsten nordischen Bronzezeit aber beweisen uns, daß gegen Abschluß derselben, die etwa mit 300 n. Chr. endet, von den Germanen im Osten die Weichsel, im Süden die Sudeten, das Erzgebirge, der Thüringer Wald und im Westen etwa die Seine und untere Weser erreicht sind.

Auf eine Kritik der Kosinna'schen Aufstellungen lasse ich mich nicht ein. Ich mache Sie nur darauf aufmerksam, daß die Grenzen der verschiedenen Bronzekulturen den Vorstellungen, die wir uns von Völkergrenzen zu machen pflegen, wenig entsprechen. Nur die um 300 n. Chr. erreichte Linie Sudeten-Erzgebirge-Thüringerwald scheint uns geeignet als

Scheidewand zwischen zwei großen Völkern zu dienen. Dafür, daß sie es in der That gewesen ist, lassen sich noch weitere, schwer wiegende Gründe in's Feld führen, die uns diesmal die Ortsnamenforschung an die Hand gibt.

Im vierten vorchristlichen Jahrhundert vollzog sich in unsrer Sprache ein denkwürdiger Vorgang, die sogenannte erste, germanische Lautverschiebung. Weshalb damals an Stelle von t, c (t) und p die Laute th, ch und f traten, ist heute noch räthselhaft. Ueber die Zeit des Eintritts und Abschlusses dieser Umwälzung ist man lange streitig gewesen. Neuerdings hat man sich auf das vierte Jahrhundert geeinigt und 300 v. Chr. als unterste Grenze angenommen.

Der germanischen Lautverschiebung unterlagen auch die aus anderen Sprachen entlehnten Wörter. Der Nachweis, daß ein solches Lehnwort die Lautverschiebung mitgemacht hat, dient also zugleich als Beleg dafür, daß es vor ihrem Eintritt in die germanische Sprache Aufnahme gefunden hatte. Bei Fluß- oder Gebirgsnamen heißt dies mit andern Worten, daß die Germanen zur Zeit der Lautverschiebung bereits in deren Nähe gelangt sein oder an sie gegrenzt oder auch endlich sie überschritten haben müssen.

Aus dem Namen der Süddeutschland und später Mähren bewohnenden keltischen Völker ist das germanische Walchen geworden. Perkunia, die keltische Bezeichnung des Erzgebirgs, finden wir in der germanischen Ferguna wieder. Der Gebirgszug zwischen Austrut und Saale, die Finne, trug in keltischer Zeit den Namen Penna. Die Germanen haben, dies geht aus der Umlautung des c in ch, des p in f mit Sicherheit hervor, die aus dem Keltischen stammenden Lehnwörter Walchen, Ferguna und Finne schon vor der ersten, germanischen Lautverschiebung, vor 300 v. Chr., in ihre Sprache aufgenommen. Wir dürfen daraus schließen, daß sie schon im vierten vorchristlichen Jahrhundert Erzgebirge und Finne erreicht, wenn nicht gar überschritten haben, daß sie spätestens in dieser Zeit mit den keltischen Völkern in Berührung gekommen sein, an sie gegrenzt haben müssen.

Die damalige keltisch-germanische Grenze genauer zu bestimmen hilft uns aber eine zweite Beobachtung der Ortsnamenforschung. Die keltischen Namen Süd- und Südwestdeutschlands haben ihren keltischen Consonantenstand behalten, sind also erst nach Abschluß der ersten, germanischen Lautverschiebung, nach 300 v. Chr., in unsere Sprache aufgenommen wurden.

Charakteristisch sind die in Hessen, Rheinland und Westfalen so häufigen Namen auf pe und p, phe und f, deren Endung zweifellos auf das keltische apa (= aqua, Wasser) zurückgeht. In Westfalen herrschen

die Endungen *p* und *pe*, in Hessen *phe* und *f* vor. Von jenen nenne ich Ihnen die linken Nebenflüsse der Aller Wölpe und Alpe, die Holzape und Erpe, die Lampe und Kuspe — die beiden letzten sind Nebenflüßchen der Edder —, von diesen aus unserer Gegend Vaasphe, Utphe, Horloff, Walluff, Wetttschaff und Aschaff. Die Grenze zwischen dem *pe*- und dem *phe*-Gebiet liegt an der Edder. Neben Lampe und Kuspe finden wir dort eine Elsoff, Banse und Arassf.

An der Edder grenzen aber noch heute die niederdeutsche und mitteldeutsche Mundart aneinander, die sich bekanntlich auch dadurch unterscheiden, daß das Mitteldeutsche im 5. und 6. Jahrhundert n. Chr. noch einer zweiten Lautverschiebung unterlag, der hochdeutschen, von der sich das Plattdeutsche frei gehalten hat. Damals ist in Hessen aus *pe* und *p* in den aus dem Keltischen stammenden Flußnamen *phe* und *f* geworden.

Sind diese Flußnamen auf *pe* und *p*, auf *phe* und *f* erst nach der ersten, germanischen Lautverschiebung aufgenommen — und daß dies in der That der Fall ist, zeigt uns das noch nicht in *f* verwandelte *p* des plattdeutschen Gebietes —, dann ermöglichen sie uns eine willkommene Ergänzung der mit Hilfe der Worte Walchen, Ferguna, Finne gewonnenen Grenzlinie.

Alpe und Wölpe westlich der Leine, Wispe, ihr linker Nebenfluß, Walse, Ulsa und Herfa, Nebenflüßchen der Werra, endlich die Herpf bei Meiningen bezeichnen ungefähr die Westgrenze des *pe*- und *phe*-Gebiets, das von den Germanen erst nach 300 n. Chr. eingenommen sein kann. Dies stimmt genau mit der vor 300 erreichten Finne-Erzgebirge-Linie, zugleich aber auch mit der von Rosinna bestimmten südlichsten Grenze der nordisch-germanischen Bronzezeit, so daß wir jetzt mit einer an die Gewißheit streifenden Wahrscheinlichkeit behaupten können: um 300 n. Chr. schieden sich Kelten und Germanen auf der Linie Weser-Leine-Thüringerwald (Finne)-Erzgebirge-Sudeten. Die Finne hatten die Germanen damals wohl schon überschritten. Dafür scheint mir der keltische Name für den Thüringerwald zu sprechen, „Semana Hyle“, der auf deutsch „Waldbürtel“ oder besser noch „Grenzwald“ bedeutet.

Meißen hat die älteste Grenze der Kelten in Deutschland aus agrarhistorischen Beobachtungen freilich anders als wir bestimmt. Sie deckt sich mit der unseren insofern, als sie die Sitze der Kelten bis zur unteren Weser und im Süden bis zum deutschen Mittelgebirge annimmt. Sie widerspricht ihr aber darin, daß sie die Gegend um Paderborn und ganz Hessen von dem alten Keltenslande ausschließt. Und doch sind diese Gegenden, wie uns die zahlreichen altkeltischen Fluß- und Ortsnamen beweisen, früher sicher einmal im Besitze der Kelten gewesen. An diesem einen

Punkte werden wir deshalb die trefflichen Ausführungen Meizens berichtigen und an der Linie Weser-Deine-Thüringerwald als ältester nachweisbarer Grenze der Germanen und Kelten festhalten dürfen.

Wir haben so mit Hülfe der Sprachforschung, der Prähistorie und zum größten Teile wenigstens auch der agrarhistorischen Forschungen Meizens mit der keltisch-germanischen Grenze um 300 v. Chr. das erste wichtige Datum für die westgermanischen Wanderungen der Urzeit, ja für die deutsche Geschichte überhaupt gefunden.

Um 300 v. Chr. standen die Germanen an den Grenzen Süd- und Westdeutschlands. Wo war zuerst der Durchbruch zu erwarten? Unterelbe und Unterweser durchfließen noch heute ausgedehnte Moorlandschaften, die in der Urzeit einen undurchbringlichen Sumpfgürtel gebildet haben müssen. Hinter der Deine lag der damals geschlossene Waldgürtel des Deister, Süntel und Solling und der mit ihnen zusammenhängenden Bergzüge; vor ihr das unpassierbare Waldgebirge des Harzes. Auch Thüringer- und Frankenwald, die Südgrenze der Westgermanen gegen die Kelten, waren sicherlich für die großen Massen wandernder Völker ungangbar.

Am leichtesten war wohl ein Durchbruch vom Eichsfelde her, aus dem Saaletal die Helme und Unstrut entlang zur Werra zu bewerkstelligen. Hier werden die Westgermanen bald nach 300 v. Chr. die keltische Grenze überschritten haben. Ist die Annahme Meizens, die westgermanischen Jngvåonen seien vom Harze nordwärts gezogen, zum mindesten problematisch, so erscheint mir seine Behauptung, Herminonen und Istvåonen, die beiden anderen Völkerbünde der Westgermanen, seien von der unteren Saale und mittleren Elbe, vom Ost- und Südharze her nach Süd- und Westdeutschland vorgeedrungen, durchaus glaubhaft. Noch in historischer Zeit haben Teile des Hauptwandervolkes der Westgermanen, der Sweben, die wir in Mittel- und Süddeutschland und endlich in Böhmen und Mähren finden, an der mittleren Elbe gesessen.

Von der mittleren Elbe aus sind zuerst die Sweben den Ost- und Südharz entlang nach Westthüringen und weiter durch's Eichsfeld über die Werra nach Hessen gezogen. Ihnen folgten die Chatten, die sich an Ebber und Schwalm und an der oberen Fulda festsetzten und so die Sweben zwangen, die Fulda und Werra aufwärts und von da die Ringig und Fränkische Saale abwärts zu wandern, bis ihnen die südlichen Randgebirge des mittleren und unteren Mains, in denen damals noch die keltischen Helveter hausten, Einhalt geboten. Wahrscheinlich sind damals auch schon Teile des dritten mitteldeutschen Wandervolkes, der Hermunduren, deren Hauptstoc noch in historischer Zeit zwischen Elbe und Saale sitzt,

durch die Saalepässe in's obere Mainthal gedrungen und haben sich zwischen Fichtelgebirge und fränkischer Saale, wo wir sie später finden, eingeknistet. Um 220 n. Chr. treffen wir schon versprengte germanische Stämme hermundurischer Abkunft in den Alpen. Wir werden in ihnen die letzten Ausläufer der ersten großen mitteldeutschen Wanderbewegung sehen dürfen.

Wann hat sie begonnen? Wann ist von den Kelten die Linie Thüringerwald = untere Werra geräumt, wann sind Hessen und Rechtsmainland germanisch geworden? Um 280 v. Chr., als die keltischen Galater in Griechenland und Kleinasien einfielen, haben sich fraglos gewaltige Verschiebungen unter den osteuropäischen und süddeutschen Kelten vollzogen. Hat ein freiwilliger Abzug der Völker aus Hessen und dem Mainland die germanischen Stämme über die Werragrenze gelockt? Oder haben Sektäre, in gewaltigem Ansturm die Grenzen durchbrechend, den Anlaß und Anstoß zu den großen Völkerverschiebungen in Süddeutschland und in Südosteuropa gegeben? Die letzte Annahme wird sicher den Vorzug verdienen.

Der Zusammenhang zwischen dem Galaterkrieg im fernen Osten und der Germanisierung Hessens ist wahrscheinlich, aber nicht mit Sicherheit zu erweisen. Sehn wir jetzt zu, ob sich nicht auf anderem Wege eine chronologische Fixierung der swebisch-thattischen Einwanderung erlangen läßt.

Ausgangspunkt für meine Beweisführung sei die auf Meitzens agrarhistorische Untersuchungen gestützte Annahme, daß Hessen und Mainland früher germanisch waren als Westfalen und die rechtsrheinische Rheinprovinz. Meizen zerlegt Nord- und Mitteldeutschland in drei große Zonen, von denen die östliche slavische, die mittlere germanische, die westliche keltische Siedlungsformen aufweist. Die Zone urgermanischer Siedlung wird im Osten etwa durch die Linie Kiel-Lauenburg-Magdeburg-Rudolstadt-Koburg, im Westen durch die untere Weser bis zur Porta Westfalica, den Teutoburgerwald, die Diemel, das Plateau von Winterberg, das Rothaargebirge und den Westerwald, im Süden durch den Main und die Linie des späteren römisch-germanischen Grenzwalls begrenzt. In diesem Gebiete sind überall die Germanen die ersten Ansiedler gewesen. Östlich davon haben sie bei ihrer Einwanderung sich der slavischen, westlich davon der keltischen Ansiedlungsform angepaßt. Im Osten sind deshalb die Slaven, im Westen die Kelten vor den Germanen sesshaft gewesen.

Nun ist aber Hessen und das Mainland ebenfalls ursprünglich keltisch gewesen. Warum, so fragen wir uns, hat sich in Westfalen und Rheinland überall die altkeltische Siedlungsform der Einzelhöfe erhalten, während wir in Hessen nach Einzelhöfen vergebens suchen? Haben die einwandernden Eweben und Chatten im Gegensatz zu ihren Stammes-

verwandten im Westen die keltischen Ansiedelungen spurlos vertilgt? Die Möglichkeit dieser Annahme ist nicht abzufreiten. Einleuchtender erscheint uns freilich der Satz, daß in Hessen keltische Einzelhöfe überhaupt nie bestanden haben, mit anderen Worten, daß die Kelten, als sie von hier vertrieben wurden, noch nicht festhaft waren, noch keine eigentümliche Siedlungsform besaßen. Ist dem so, dann ergibt sich für uns, falls wir uns nicht die Kelten Hessens und Westfalens auf weit verschiedenen Kulturstufen stehend denken wollen, fast von selbst die Folgerung, daß Hessen früher von den Germanen besetzt worden ist, als die westdeutschen Gebiete.

Mit dieser Folgerung setzen wir uns in scharfen Gegensatz zu der Aufstellung Rosinnas, der den Landstrich nördlich der Linie Köln-Eisenach früher als Hessen germanisch werden läßt. Keltische Münzfunde in Hessen, keltische Skelettgräber bei Römheld, südlich des Thüringerwalbes, die er der um 100 v. Chr. endenden mittleren La Tènezeit zuweist, sollen das beweisen. Die keltischen Münzfunde — es handelt sich um die bekannten Regenbogenschüsseln — werden aber von anderen Forschern einer früheren Zeit, der Zeit um 400 v. Chr., zugewiesen. Mit dem Römhelder Funde mag die Sache ähnlich liegen. Im Übrigen können wir uns diesem vereinzeltten Funde gegenüber ganz der Meinung unseres verdienstlichen hessischen Historikers Albert Duncker anschließen, der „für die Gräberfunde den Mangel an charakteristischen Unterscheidungszeichen zwischen germanischer und keltischer Nationalität“ scharf betont und den Versuch, „aus dem Inhalte der bisher in Hessen systematisch aufgedeckten Einzelgräber, Gräbergruppen oder Urnensfelder genau zu bestimmen, ob die Bestatteten Kelten oder Germanen waren“, ein „mehr Selbstvertrauen als Wissen“ verratendes Unterfangen nennt.

Hessen ist früher germanisch gewesen als Westfalen. Wann ist aber Westfalen von den über Teutoburgerwald, die Lippe, Ruhr und Sieg abwärts vordringenden istvaonischen Westgermanen eingenommen worden, fragen wir uns zunächst.

Zu Cäsars Zeiten lebte noch unter den belgischen Stämmen der Nervier, Trevirer, Eburonen die Erinnerung davon, daß sie germanischen Ursprungs seien. Und doch sind alle diese Völkerschaften fraglos in ihrem Grundstock keltisch. Keltisch ist ihre Sprache, Siedlungsweise und Sitte. Haben je einmal die Germanen vor Cäsar in Gallien geherrscht, dann haben sie sich rasch der unterworfenen Bevölkerung assimiliert, dann haben sie, wie später die Franken in den südlichen Teilen Galliens, nur eine obere, herrschende Schicht gebildet, die bald ganz in die untere, beherrschte aufgegangen ist. Diese wenig nachhaltige Ueberflutung Belgiens durch

die Germanen, die man sich als die Fortsetzung, als den letzten Ausläufer der Westfalen und das rechtsrheinische Land germanisierenden Bewegung denkt, muß schon, das geht aus der Fassung der Notiz bei Cäsar hervor, geraume Zeit vor dessen Eintreffen in Gallien erfolgt sein. Meitzen und Kosinna setzen sie übereinstimmend in die Zeit um 150 v. Chr. Wir werden deshalb die dieser Bewegung vorausgehende Germanisierung Westfalens spätestens in die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. (c. 175) setzen dürfen.

Vor der Besitznahme Westfalens durch die Isthvaonen sind die dortigen Kelten bereits sesshaft gewesen. Die Germanen nisteten sich damals mit ihren Heerden in den keltischen Einzelhöfen ein, ließen wohl auch durch die Unterworfenen den Ackerbau weiter betreiben und sind dann später selbst zur regelmäßigen Ackerwirtschaft übergegangen.

Wann aber sind ihre keltischen Vorgänger sesshaft geworden? Sicher geraume Zeit vor der germanischen Invasion. Eine so tiefgreifende Änderung der Lebensweise, wie sie der Übergang von der Weide- zur Ackerwirtschaft darstellt, bedarf zu ihrer Durchführung mindestens einige Jahrzehnte. Gehen wir von der zuletzt gefundenen Zahl 175 v. Chr. aus, so werden wir jetzt schon in die Mitte des dritten vorchristlichen Jahrhunderts, wenn nicht noch höher hinauf, geführt.

Meitzen hat nachgewiesen, daß ein Volk meist nur durch äußeren Zwang, durch Verengerung seiner Grenzen zur Sesshaftigkeit kommt. Liegt es da nicht nahe, das Sesshaftwerden der rheinisch-westfälischen Kelten mit dem Einbruch der Sweben und Chatten in Hessen und in's Mainland, mit der dadurch herbeigeführten Verringerung des westdeutschen Keltengebiets um gut ein Drittel in Zusammenhang zu bringen? Verbunden mit der Aufnahme der aus Hessen vertriebenen Stammesgenossen wird diese Verringerung bei den Kelten eine ähnliche Krisis herbeigeführt haben wie die Einschnürung des Germanengebiets durch die Anlage des römisch-germanischen Grenzwalls im ersten und zweiten Jahrhundert n. Chr. Ähnlich wie hier bei den Germanen, wird damals bei den Kelten diese Krisis zur festen Ansiedelung des Volkes geführt haben.

Besteht in der That ein Zusammenhang zwischen der swebisch-chattischen Invasion und dem Sesshaftwerden der westdeutschen Kelten, dann können wir aus dem Zeitpunkt der Ansiedelung, den wir so auf anderem Wege bestimmt haben, auch auf den ungefähren Zeitpunkt der Invasion schließen. Da wir die Ansiedelung der zweiten Hälfte des dritten vorchristlichen Jahrhunderts zugewiesen haben, werden wir auch auf diesem Wege in die Zeit des Galatereinfalls in Griechenland und Kleinasien, auf die ersten Jahrzehnte des dritten Jahrhunderts geführt; und der

vermutete Zusammenhang zwischen jenem Einfall und der Vorwärtsbewegung der Sweben und Chatten erhält so eine erwünschte Bekräftigung.

Um 300 v. Chr. stehn, um die seitherigen Ergebnisse noch einmal kurz zusammenzufassen, die Germanen an der keltischen Weser-Werra-Thüringerwaldgrenze, um 275 besetzen Sweben und Chatten Hessen und das Mainland. Die rheinisch-westfälischen Kelten werden durch die dadurch bedingte Einengung ihres Gebiets zum Seßhaftwerden gezwungen, das sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts vollzieht. Schon in den ersten Jahrzehnten des folgenden Jahrhunderts müssen sie aber vor den istsväonischen Westgermanen über den Rhein nach Gallien zurückweichen. Ihnen nach bringen die Isthäonen und gründen um 150 n. Chr. in Belgien eine nur kurz andauernde, wenig nachhaltige Herrschaft, von der sich um Cäsars Zeit nur noch eine dunkle Erinnerung bei einigen belgischen Stämmen erhalten hat.

Die Grenzen der Germanen um 300 v. Chr. habe ich schon festgelegt. Hundert Jahre später deckt sich ihre Westgrenze ziemlich genau mit der von Meixen bestimmten Westgrenze urgermanischer Siedlungsformen. Sie läuft, wie ich erwähnte, von der Weser über den Teutoburger Wald, das Rothhaargebirge und den Westerwald zum Rhein, der dann mit dem Maine bis zum Fichtelgebirge die Südgrenze bildet. Ein Halbjahrhundert später (150 v. Chr.) sind die Isthäonen zum Rhein vorgeedrungen, der jetzt von Bingen bis zur Mündung die Westgrenze darstellt.

Nur am Südbahange des Taunus hat sich der unbedeutende keltische Stamm der Mattiaker auf dem rechten Rheinufer gehalten. Hinter ihnen saßen in historischer Zeit von der untern Lahn bis in die Gegend von Nauheim, wo ubische Funde gemacht worden sind, die Ubier, hinter diesen, wie aus Cäsar hervorgeht, die Sweben; hinter den Sweben die Chatten.

Das Gebiet der Sweben muß um 50 v. Chr. von bedeutendem Umfange gewesen sein. Seit dem um 100 v. Chr. im Verlaufe des Kimbern- und Teutonenkriegs erfolgten Abzuge der keltischen Helveter und Boier aus Süddeutschland hatte sich hier der swebische Stamm der Markomannen, der Markmänner, ausgebreitet und ein unabhängiges Staatswesen begründet, dessen Süd- und Westgrenze der Rhein vom Bodensee bis etwa zur Neckarmündung bildete. Wie weit die Markomannen nach Osten sich ausgedehnt haben, können wir nicht mehr bestimmen.

In den ersten Jahrzehnten des ersten vorchristlichen Jahrhunderts (c. 70 v. Chr.) sind dann weitere Teilstämme der Mainisweben sogar über den Rhein gedrungen. Es sind dies die Bangionen, die sich im heutigen Rheinhesen heimisch machten, die Nemeter, deren Gebiet etwa die bayerische

Rheinpfalz umfaßte, und die Triboken im Elsaß. Einem weiteren Vorbringen der Sweben nach Westen setzte dann Cäsars Sieg über den swebischen Heerkönig Ariovist im Jahre 58 v. Chr. ein Ziel.

Den Mittelpunkt des Swebenlandes bildet das Maingebiet. Hier wird es im Osten bis zur fränkischen Saale, bis zu den Hermunduren gereicht haben, von denen damals ein Teil im oberen Mainthale bis zum Fichtelgebirge hauste, während die Hauptmasse des Stammes noch jenseits des Frankenwaldes zwischen Saale und Elbe saß. Verfolgen wir die Swebengrenze weiter nach Norden, so stoßen wir jenseits des Thüringerwaldes auf die Angeln und Warnen, aus denen später der Stamm der Thüringer sich bildete. Sie sind um 100 v. Chr. in das von den Sweben allmählich geräumte Gebiet nördlich des Thüringerwaldes eingerückt.

Wo sich im Norden Chatten und Sweben schieden, wissen wir nicht. Da aber die Letzteren nach Cäsar in der Bacenis, die man jetzt in den Waldgebirgen rechts und links der Fulda bis zur Diemel und Werra sucht, an die Cherusker grenzen, muß sich das Gebiet der Chatten damals auf die Täler der Edder, der unteren Fulda und der Schwalm, vielleicht noch der oberen Lahn beschränkt haben. Mit Cäsar sind die Chatten überhaupt nicht in Berührung gekommen. Er hat sie wahrscheinlich nicht einmal gekannt. Daß die mittlere Lahn mit der Ohm und deren Nebenflüssen, der Wohra, — also die Gegend von Gießen und Marburg — damals swebisch und nicht chattisch war, hat man außer aus Cäsar neuerdings noch aus einer alten Weltkarte geschlossen, die dorthin die swebischen Longobarden setzt, unter denen man die späteren Vognai (Lahnanwohner) und Boddarii (Wohraanwohner) verstehen will.

Westlich von den Sweben, im Westerwald und jenseits davon, im Gebiete der Sieg, wohnten die Sigambren, die sich, als 38 n. Chr. die Ubiere von den Römern auf's rechte Rheinufer verpflanzt wurden, mit den Sweben in deren Gebiet geteilt haben werden.

Dies ist, mit wenigen Strichen skizziert, die Verteilung der Germanen in Mittel- und Süddeutschland, in der Zeit, in der mit Cäsars Gallienkrieg die schriftlichen Quellen einsetzen, und eine neue Periode der deutschen Geschichte beginnt. Ich bin damit an der Grenze meiner Aufgabe angelangt. Bis hierher haben uns Sprachforschung, Prähistorie und Agrargeschichte das Geleit gegeben. Für die Folgezeit treten sie hinter den schriftlichen Denkmälern zurück, mit denen wir zugleich einen festeren Boden unter die Füße bekommen.

Ich habe im Verlauf meines Vortrags nicht immer mit der Schärfe, wie sie für eine schriftliche, streng wissenschaftliche Behandlung meines Themas nötig wäre, hervorgehoben, wo ich die einzelnen durch Rosinna

Meizen oder die Sprachforscher gefundenen feststehenden Daten durch bloße Kombinationen, deren eine zusammenhängende Darstellung nicht entraten kann, verbunden habe. Ich betone deshalb ausdrücklich, daß wir noch in den ersten Anfängen der Forschung stehen, daß wir noch weit davon entfernt sind, die Urgeschichte unseres Volkes etwa mit Rosinna bis in's zweite Jahrtausend vor Christus mit wissenschaftlicher Genauigkeit zurückverfolgen zu können. Trotzdem sind die ersten, gewissermaßen tastenden Versuche fraglos aller Beachtung, die Bemühungen der Sprachforscher, Prähistoriker und Agrarhistoriker um das seither vernachlässigte Gebiet allen Dankes wert.

---